

PETRA REATEGUI

KALT
FLIESST
DIE
MOSEL



HISTORISCHER
KRIMINALROMAN

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer unter Verwendung der
Bildmotive [shutterstock.com/Andi111](https://www.shutterstock.com/Andi111), [shutterstock.com/ischte](https://www.shutterstock.com/ischte),
[shutterstock.com/Werner Baumgarten](https://www.shutterstock.com/WernerBaumgarten)

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Dr. Marion Heister

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-7408-1754-1

Historischer Kriminalroman

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

*Der Weltkrieg begann,
und wir sahen Gott und Sterne sterben im Abendland.*

Aus den Aufzeichnungen von Willy Peter Reese,
in: Mir selber seltsam fremd. Die Unmenschlichkeit des Krieges.
Russland 1941–44, hrsg. von Stefan Schmitz, München 2003

Sonntag, den 19. August 1945

Der Himmel war von sattdunklem Blau. Von einem so gleichmäßigen satten Blau, dass es fast unnatürlich wirkte. Es war noch früh am Vormittag, doch über Feldern und Weinbergen lastete bereits hochsommerliche Hitze.

Der steile Aufstieg vom Tal zur Ruine der alten Wallfahrtskirche auf dem Bleidenberg fiel ihr schwerer, als sie gedacht hatte. Der Schweiß rann ihr über Rücken und Arme. Die Bluse, die einzige, die sie besaß, klebte an der Haut. Immer wieder musste sie haltmachen und sich auf ein Terrassenmäuerchen oder eine der schmalen Treppen setzen, die zu den Rebstöcken führten.

Plötzlich ziepte und krampfte es in ihr. Sie erschrak, aber dann beruhigte sie sich. Es konnten noch keine Wehen sein. Bis zum errechneten Geburtstermin waren es ihrer Meinung nach noch ungefähr drei Wochen.

»Hab noch ein bisschen Geduld«, murmelte sie und streichelte ihren Leib.

Vielleicht war es leichtsinnig, dass sie sich mit ihrem Hummelchen im Bauch noch eine solche Bergwanderung zumutete. Bequemer wäre ein Spaziergang unten am Fluss gewesen. Aber sie hatte sich nun mal die Wallfahrtskirche in den Kopf gesetzt, von der Schwester Hildegard immer erzählte. »Die Ruhe dort oben, die weite Sicht. Da musst du mal hin.«

Und Ruhe war es, was sie im Augenblick brauchte. Den Fluss entlang gab es viel zu viele Leute, vor allem an einem Sonntag wie heute, und sie wollte allein sein, allein mit sich und dem Hummelchen in ihr. Wollte niemanden sehen, mit niemandem reden, wenigstens für einen Tag. Es war eine Flucht, eine Reaktion auf die unerwartete Begegnung vom Tag zuvor. Noch immer steckte ihr der Schreck in den Gliedern.

Am Anfang hatte sie die Kirche auf dem Berg nicht interessiert. Eine Ruine, die seit Menschengedenken in der Landschaft herumstand, na und! Sie hatte in den letzten Jahren genügend Zerstörung gesehen, verwüstete Ortschaften, zerbombte Schulen und Krankenhäuser. Das reichte für ein ganzes Leben. Da musste sie sich nicht auch noch eine Kirchenruine antun. Aber als sie am Morgen Kloster Kühr verließ, war ihr eingefallen, was die Nonne gesagt hatte: »Wenn du Stille suchst, dort oben findest du sie. Eine unermessliche Stille.«

Wenigstens hatte Schwester Hildegard nicht auch noch den Heiligen Geist beschworen. Dann wäre sie nie im Leben hier hoch gegangen. Aber wahrscheinlich hatte die Nonne selbst schon längst den Glauben an einen Allmächtigen verloren, der seine Hand schützend über alles hielt. Gott, wenn es denn jemals einen gegeben hatte, lag stumm und bleich auf den Schlachtfeldern.

Sie schaute den Pfad zurück, auf dem sie gekommen war. Nimm dir Zeit, ermahnte sie sich, du musst keinen Wettlauf gewinnen. Der lang gezogene Ruf eines Milans schallte durchs Tal. Als hätte auch das kleine Wesen in ihr den Ruf gehört, boxte ein winziges Füßchen energisch gegen ihre Bauchwand. Befreit lachte sie auf. Sie mochte es, wenn das Kind sich auf diese Weise meldete. Als wolle es ihr »Guten Morgen« sagen und: »Hab keine Angst, ich mach mich auch ganz leicht.«

»Guten Morgen, kleine Hummel«, antwortete sie. »Du hast recht, wir beide schaffen das.« Und langsam stapfte sie weiter bergauf. Nach einem kurzen Stück durch ein lichtetes Wäldchen lag die letzte Strecke des Wegs bis zur Wallfahrtskirche wieder in der prallen Sonne. Als sie das Plateau erreichte, war sie erschöpft, aber auch stolz. Als hätte sie den Himalaja bestiegen. »Guck, Hummele, da sind wir.«

Sie sah sich um. Weit und breit kein Mensch. Aber Vogelgezwitzcher, Bienensummen, das sanfte Lied des Winds und ein grenzenloser Himmel. Drunten auf dem Fluss glitt, wie von Geisterhand geschoben, ein Nachen übers Wasser, eine

Fähre oder ein Fischer in seinem Kahn. Leise begann sie zu summen, »ich weiß nicht, was soll es bedeuten« ... Ihre Worte verhallten, unten floss nicht der Rhein, sondern die Mosel.

Es war wirklich schön hier oben. Gut, dass sie gekommen war. Hinter ihr lag der Hunsrück, drüben auf der anderen Seite des Tals das Maifeld. Dort am Horizont erwuchs aus bläulichem Morgendunst eine hügelige Bergkette. Davor dehnten sich Felder, unterbrochen von kleinen Wäldchen und Baumreihen. Sie vermutete Obstbäume, Äpfel, Birnen, Mirabellen, Walnüsse. In Sichtweite ein Dorf. Es lag so friedlich da. Noch kein halbes Jahr zuvor waren dort Panzer durchgerollt.

Das Hauptportal der Kirche war verriegelt, der Türbeschlag vom Rost zerfressen. Doch der Eingang an der Nordseite stand offen. Aber anders als erhofft, schlug ihr keine angenehme Kühle entgegen. Die Sonne, die das dachlose Innere des Gebäudes durchflutete, hatte den schmucklosen Raum aufgeheizt. Hinter einem der mächtigen Pfeiler entdeckte sie einen Stuhl. Sie säuberte ihn notdürftig und setzte sich. Wieder verspürte sie ein Ziehen im Unterleib. »Hummelchen«, sagte sie begütigend und streichelte in kreisrunden Bewegungen ihren Bauch, »nicht hier!« Und als hätte das Kind sie gehört, gab es Ruhe.

Sie entspannte sich.

Zwischen den Säulen flirrte die Luft. Lichtflecke huschten über den nackten Geröllboden. In den milchigen Schwaden tanzten Heerscharen von Mücken. Spatzen schossen kreuz und quer. Auf einem steinernen Altar in einer Nische gewahrte sie eine einsame Marienfigur, scheinbar vergessen von Gott und den Menschen. Wind und Wetter hatten der Skulptur zugesetzt. Das Holz war morsch. Vom Gesicht blätterte die Farbe ab. Die Haare bedeckten Schmutz und Vogelkot. Einzig der Mantel der Madonna erstrahlte in frischem Blau, in einem Blau, so leuchtend wie der Himmel über ihr und der Heiligen. Wer war in diesen Zeiten, in denen es nichts zu essen und zu beißen gab, nur auf die Idee gekommen, dem Gewand der Muttergottes einen neuen Farbanstrich zu verpassen?

Die kleine Pause hatte ihr gutgetan, die Müdigkeit war verflogen, und auch das gestern Erlebte bedrückte sie nicht mehr so sehr. Plötzlich war sie überzeugt, dass sich eine Lösung finden würde. Bestimmt. Wenn sie heute Abend ins Kloster zurückkäme, würde sie einen Brief schreiben.

»Weißt du was, Hummelchen? Wir gehen noch nicht zurück, sondern wandern noch ein Stück weiter.«

Sie stand auf und verließ das Gotteshaus. Von der Kirche gingen mehrere Wege ab. Sie nahm den breiteren, der anscheinend flach am Hang entlangführte. Grasbüschel säumten ihn. Hin und wieder blitzte rechter Hand die Mosel auf, doch meist verdeckten Gesträuch und Bäume die Aussicht. Irgendwo würde es einen Abzweig hinunter ins Tal geben.

Vor ihr zeichneten sich Reifenspuren im Sand ab. In einer jähen Kurve liefen sie auf die Böschung zu und verloren sich im Nichts. Die Pneus hatten tiefe Kerben in den von altem Laub bedeckten Rand der Piste gegraben. Drum herum aufgewühlte Erde, geknickte Sträucher, gesplitterte Äste.

Sie blieb stehen. Hier also war es passiert.

Vor acht Tagen war der französische Feldwebel Sergeant-Chef Roger Gentile mit seinem Auto in den Abgrund gerast und dabei ums Leben gekommen. Es gab allerdings einige, die glaubten, dass es ein Sabotageakt gewesen sei, denn die Franzosen waren unbeliebt.

Nur einen Monat zuvor, im Juli, hatten sie von den Amerikanern die Verwaltung der Zone übernommen, und allen im Land war klar gewesen, dass die neuen Herren die Verlierer nicht mit Samthandschuhen anpacken würden. Ganz im Gegenteil. Nichts war vergessen. Der Krieg von 1870/71 nicht und nicht das Gezerre um Elsass und Lothringen. Vor allem aber nicht der Einmarsch der Wehrmacht in Paris. Jetzt drehten die Franzosen den Spieß um. Die uralte deutsch-französische Feindschaft erlebte einen neuen Höhepunkt. Die Franzosen machten es sich in Schulen und Hotels bequem, die hohen Offiziere logierten in den schönsten Häusern entlang der Mosel.

Vieh, Wein und Weißzeug, Fleisch, Milch, Butter und Mehl, Maschinen, Fahrräder, Fotoapparate, alles, was die Besatzer selbst gebrauchen konnten, wurde konfisziert. Fast überall wehte auf den Marktplätzen die Trikolore und musste begrüßt werden. Wehe, ein deutscher Mann unterließ es, seinen Hut oder die Mütze vom Kopf zu ziehen! Und von Schokolade, wie die Amerikaner sie gern verteilten, konnten die Kinder nur träumen.

Die Leute beschwerten sich.

Die Unsrigen haben in den eroberten Gebieten viel schlimmer gewütet, hätte sie ihnen am liebsten entgegengehalten. Sie wusste es, hatte sie es doch mit eigenen Augen gesehen, in Polen, in der Ukraine, in Russland. Aber sie sagte nie etwas. Obwohl der Krieg zu Ende war, wagte sie noch immer nicht, den Mund aufzumachen.

Es hätte ihr ja egal sein können, aber ihr war ein Stein vom Herzen gefallen, als sich herausstellte, dass der tödliche Sturz des französischen Feldwebels tatsächlich ein Unfall gewesen war. Die Scheune des Bauernhofs nahe der Wallfahrtskirche hatte gebrannt. Vielleicht war es auch der Stall gewesen. Auf jeden Fall drohte das Feuer auf den dahinterliegenden Wald überzugreifen, und um eine Katastrophe zu verhindern, war französisches Militär zum Brandherd gejagt. Eventuell hatte dieser Gentile sogar selbst am Steuer gegessen und auf der türkischen Strecke die Kontrolle über seinen Wagen verloren.

Sie machte drei, vier große Schritte über die Reifenabdrücke hinweg, als befürchtete sie, den Frieden des Sergeanten zu stören, wenn sie die Spuren des Unfallautos mit den Schuhen zertrat. Noch einmal schaute sie zurück, dann drehte sie sich um und schritt zügig voran. Hinter einer Wegbiegung kam ihr ein Spaziergänger entgegen.

Sonntag, den 19. August 1945

Sie hastete durch nicht enden wollende Kellergänge, Kisten versperrten den Weg, Säcke, Regale, alle vollgestopft mit Maschinengewehren, Schaufeln, Hacken. Und mit Brot. Ello wunderte sich über das viele Brot. Als sie in einen der Laibe hineinbeißen wollte, war er hart wie Stein. Sie warf ihn fort. Er explodierte in einem Feuerregen, Mauern stürzten ein, doch unbeirrt eilte sie weiter. Durch weiß gekachelte Flure mit schwarzen Läufern. Dann plötzlich waren da olivgrüne Tapeten und rote Teppiche. Türen standen auf, in den Räumen saßen Männer und Frauen an Tischen und aßen. Niemand beachtete sie. In den Wänden steckten rostige Nägel, an denen blutige Uniformmäntel hingen, dazwischen das Gemälde einer Gebirgslandschaft. Die Ölfarbe tropfte von der Leinwand, floss über den Goldrahmen und klatschte in hagelgroßen Tropfen auf den Betonfußboden. Und Ello rannte. Sie wusste, dass die Mutter auf sie wartete, der Vater, der Bruder, die Frau ohne Gesicht. Alle warteten auf sie. Am Ende einer langen Promenade umringte sie eine undurchdringliche Menschenmenge. Und in schriller Kakofonie zerbrach die Erde unter ihr. Ello schreckte im Bett hoch.

Eine Fliege surrte durch die Mansarde. Sie blinzelte, spürte unterm Bettlaken ihren schweißgebadeten Körper und jeden einzelnen ihrer Knochen, als sei sie tatsächlich die ganze Nacht hindurch gerannt. Es war immer der gleiche Traum. Dass die Mutter auf sie wartete, der Vater, der Bruder, die Frau ohne Gesicht und Namen. Doch sosehr sie sich auch anstrengte, nie erreichte sie die Familie, jedes Mal erwachte sie vorher.

Steh auf, befahl sie sich, du musst aufstehen. Aber sie rührte sich nicht. Die Alptraumbilder des Kriegs hatten sie fest im Griff, die Augen der Mutter, die die ihren suchten, während

die Welt unterging, damals in Köln, in jener Juninacht 1943. Nur dass anders als in ihren Träumen im Keller keine Teppiche gelegen hatten und die Luft unerträglich stickig gewesen war, verbraucht vom Atem und den Ausdünstungen der Menschen, die hierher geflüchtet waren.

Dicht aneinandergedrängt hocken sie auf Bänken und Stühlen. Manche kauern auf dem kalten Fußboden. Ello gegenüber sitzt die Mutter und hat den Arm um die Schwiegetochter gelegt, die doch noch so jung ist und am ganzen Leib zittert. Neben Mutter und Schwägerin haben sich Schmitzens vom Parterre breitgemacht. Sie streiten sich, sie streiten sich ständig. Über Gott und die Welt und die dort oben in Berlin. »Der Führer weiß, was richtig ist, wir müssen das alles auf uns nehmen, fürs Vaterland«, grölt der Mann. »Watt bes do für 'ne Blötschkopp«, wettet seine Frau und sieht sich, Zustimmung heischend, um. Die Leute in ihrer unmittelbaren Umgebung ducken sich weg, der Luftschutzwart tut, als habe er nichts gehört. Frau Weiland, die als Zehnjährige schon den 70/71er und dann den Großen Krieg 1914 bis 1918 erlebt hat, presst ihr Sofakissen an sich. Ihre Lippen bewegen sich unablässig.

Da kracht es. Die Wände beben, die Stille, die folgt, ist unheimlich.

Ello sieht, wie der Vater nach der freien Hand der Mutter greift und die Eltern sich festhalten. Die Augen der Mutter suchen sie. Ello nickt, alles in Ordnung!, und streicht dem Nachbarsjungen, der auf ihren Schoß geklettert ist, die Haare aus der Stirn. Seine Mutter hat nur im Nebenraum noch Platz gefunden.

Schon geht das Getöse wieder los, heftiger als zuvor. Über ihnen zischt es, knallt, jault. Kinder schreien, Frau Weiland betet jetzt laut. »Fürs Vaterland!«, kreischt Frau Schmitz und schlägt mit der Handtasche auf ihren Mann ein. »Stirb doch für dein verdammtes Vaterland!« Mauern brechen, Gebälk knirscht, Ellos Hand blutet. Aber sie drückt das Kind fest an

sich, wiegt es schützend in ihren Armen. Wieder suchen sie die Augen der Mutter. Ihre Blicke treffen sich, als ein erneuter Donnerschlag die Welt in Stücke reißt. Der Mutter entgleitet die Hand des Vaters, um Ello wird es schwarz.

Wie sie ins Freie gekommen ist, wer ihr die Wunde an der Hand verbunden hat – sie weiß es nicht. Das Erste, was sie sieht, als sie wieder zu sich kommt, ist der Dom, der trotzig in den Himmel ragt. Sie selbst findet sich mit angezogenen Knien auf der Erde kauern, ihre Finger umklammern den Tragriemen des Rucksacks, der Wäsche und Ausweisepapiere enthält, ihr Zeugnis und das Lehrbuch der Hebammenschule. Eine Rotkreuzschwester beugt sich zu ihr herunter und hält ihr einen Becher Wasser an die Lippen.

»Die anderen? Wo sind die anderen?«, will Ello wissen, und als die Frau nicht antwortet, wiederholt Ello ihre Frage: »Wo sind sie?«, und weigert sich zu trinken.

»Tot«, sagt die Frau. »Fast alle sind tot.«

»Und das Kind? Der Albert?«

»Das auch. Seien Sie dankbar. Der Junge hat Ihnen das Leben gerettet, ein Granatsplitter. Sonst wären Sie jetzt tot. Gehen Sie zur Sammelstelle! Dort wird man Ihnen helfen.« Und schon eilt die Frau zum nächsten Verwundeten.

Oh ja, sie tun ihr Bestes in der Sammelstelle. Bieten ihr einen Stuhl an, eine dünne Bouillon, ein Handtuch, Kernseife, damit sie sich Hände und Gesicht waschen kann, wenn sonst schon alles verloren ist. Ob sie Verwandte habe, Freunde, Bekannte, wo sie Zuflucht finden könne? Ello verneint, dann fällt ihr die Tante ein, Therese Scheidter. Eigentlich eine Tante ihrer Mutter. Sie kenne die Frau nicht. Sie wohne irgendwo an der Mosel. Wenn sie überhaupt noch lebt. Und ob die Frau sie aufnehmen wolle, wisse sie auch nicht.

Von »wollen« könne ja in diesen Zeiten keine Rede sein, sagen sie in der Sammelstelle und schicken sie zur Kleiderkammer, wo sie das Notwendigste erhält. Eine Bluse, einen Rock, etwas Geld. »Erkundigen Sie sich, ob irgendwann ein Zug fährt!«

In einer alten Montagehalle, in der Hunderte von Ausgebombten und Evakuierten untergebracht sind, wird ihr ein Schlafplatz zugewiesen.

»Ich kann doch nicht einfach die Eltern hier zurücklassen und fortfahren«, sagt Ello am Abend zu der Frau vom Bett neben ihr. Sie sollte doch ... Müsste sie nicht ...? Zumindest ein Grab ...?

»Vergessen Sie es«, sagt die andere. Ihre harte Stimme erschreckt Ello. »Seien Sie froh, dass Sie überlebt haben.«

Schon wieder soll sie froh sein. Dankbar und froh! Wofür?

Am Tag danach geht sie zu der Stelle, an der ihr Haus gestanden hat. Als sie die vielen Menschen sieht, die zwischen stinkenden, glimmenden und verkohlten Ruinen nach Resten ihres Hab und Guts wühlen, wird ihr übel. Was hofft sie denn zu finden? Aber sie überwindet sich.

Unter Schutt und Trümmern gräbt sie tatsächlich Vaters Sakko aus und gleich darauf Mutters Notköfferchen mit Dokumenten, einem Fotoalbum und den zwei in Seidenpapier eingeschlagenen silbernen Serviettenringen, die die Eltern zur Hochzeit geschenkt bekommen haben. »Elsa« steht eingraviert auf dem einen, »Peter« auf dem anderen. Am Abend schreibt sie dem Bruder an die Front. Jedes Wort wird ihr zur Qual.

Als Kurt zu den Soldaten ging, ist sie unermesslich stolz auf ihn gewesen. Ihr Bruder kämpfte für Führer, Volk und Vaterland. Doch nachdem aus der Wohnung über ihnen die Seeligs abgeholt worden waren und sich im Haus ein Schleier des Schweigens über das Geschehen gelegt hatte, wich ihr Stolz einer dumpfen Beklommenheit. Die zur Angst anwuchs, als der neue Bewohner, prahlerisch und lautstark, ein Foto herumzeigte, auf dem sein Sohn in schwarzer Uniform einem alten Mann mit Pelzmütze, vielleicht ein Kosake, vielleicht ein Tatar, eine Pistole an die Schläfe hielt. »Die gehören alle erschossen«, brüllte der neue Nachbar, »alle, durch die Bank durch! Gucken Sie sich nur diese tumben Bauerngesichter an. Sind das Menschen? Nein, Tiere sind das, wilde Tiere.«

Hoffentlich hat die Bombe ihn erwischt, denkt Ello, während sie, auf der Kante ihres Schlafplatzes sitzend, den Umschlag mit dem Brief an den Bruder zuklebt. Sie beißt sich auf die Lippen. Darf man so denken?

Tage vergehen. An einem Morgen ist die Frau mit der harten Stimme fort, ein junges Mädchen bekommt ihren Platz. Es weint. Ello hat nicht die Kraft, es zu trösten. Als sie hört, dass ein Zug nach Koblenz fahren soll, schenkt sie dem Mädchen das Sakko ihres Vaters zum Abschied. »Tausch es gegen einen Mantel!«

Irgendwie schafft sie es, sich in einen der überfüllten Wagons hineinzquetschen, ohne in der Menge der Leute ihren Rucksack und Mutters Lederkoffer zu verlieren. Sie hat nicht geglaubt, dass sie jemals ankommen würde. Aber nach zwei Tagen erreicht sie die Mosel und Alken, wo die Großtante wohnt, und fragt sich zur Hintergasse durch.

»Endlich«, begrüßt sie die ältere Frau, die ihr die Haustür aufmacht. »Da bist du ja endlich. Ich bin Oma Tres'chen, die Schwester der Mutter deiner Mutter. Lass dich anschauen! Du siehst Elsa zum Verwechseln ähnlich. Komm rein, du hast sicher Hunger und Durst.«

Sonntag, den 19. August 1945

Ello hatte sich unter dem verschwitzten Laken zur Seite gedreht und die Beine bis zum Bauch hochgezogen wie ein Kind im Mutterleib. Noch immer sah sie vor ihrem inneren Auge die Alptraumbilder des Kriegs, sie verblassten nur allmählich. Durch die offene Dachluke drang das Schwatzen der Nachbarinnen aus den Häusern gegenüber zu ihr herauf. Eine Karre näherte sich, rumpelte vorüber und entfernte sich wieder. Unermüdlich surrte und summte die Fliege. Der selten gewordene Geruch von Bohnenkaffee stieg ihr in die Nase. Sie hörte Oma Tres'chen die Treppe heraufsteigen und an ihre Mansardentür klopfen.

»Bist du wach, Kind? Komm frühstücken, ich han Kaffee jekrieht. Echten.«

Ello war versucht, so zu tun, als schlafe sie noch und höre nichts. Doch Oma Tres'chen war nicht schuld an ihren Alpträumen, und außerdem hatte sie recht. Es war spät, sie durfte Kathrin Würths nicht warten lassen.

»Ich komme«, nuschte Ello und zwang sich, die Augen zu öffnen. Stahlblauer Himmel blitzte durchs Fenster.

Stahlblau? Nein, kornblumenblau, meeresblau. Auch ultramarin, azur, indigo. Alles, nur nicht stahlblau wie Panzer, Geschütze, Helme. Ellos Füße bahnten sich einen Weg unter dem zerknüllten Bettuch hervor. Sie stand auf.

»Ich han jewart, bis die Kowelenzerin mit ihren Kindern zur Kirch jange is, dann han ich für uns zwei den goode Kaffee offjeschütt«, erklärte Oma Tres'chen, als Ello hinunter ins Wohnzimmer kam. Die Großtante wechselte wie selbstverständlich vom Hochdeutschen ins Platt und wieder zurück.